



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von den Künsten und der Kunst

Pinder, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1948

Räumliches und Zeitliches

urn:nbn:de:hbz:466:1-41790

zeithaft, alles Wirken ist zeithaft. Es ist also das Organische, das wir auch unbewußt an den ständigen Veränderungen erkennen, welche die Zeit an dem Ganzen einer Gestalt und ihrer inneren Zusammensetzung hervorbringt. Allem Organischen ist Erlebnisfolge als notwendiger Wesenszug eingeboren.

Räumliches und Zeitliches

Es scheint, mindestens auf weiten Strecken, geradezu eine Art umgekehrten Verhältnisses zwischen Massigkeit und selbsteigener Beweglichkeit zu walten, zuletzt zwischen Raum und Zeit. Raum und Zeit sind freilich der neuesten Physik fragwürdig geworden, weil sie hinter und unter unser Leben taucht; für den erlebenden Menschen gelten sie durchaus. Es gibt allbekannte Beispiele schon aus den einfachsten Grundlehren der Physik. Pythagoras hat an seinem Monochord (der über einen Resonanzkasten gespannten einen Saite) festgestellt, daß die verschiedene Länge der Saite die verschiedene Tonhöhe bedingt. Darauf beruhen u. a. die akustischen Gesetze des französischen Minoriten Mersenne (1635 und 1648). Das eine besagt, daß die Schwingungszahlen zweier sonst gleicher Saiten sich umgekehrt verhalten wie ihre Länge (je kürzer die Saite, desto höher, das heißt an Schwingungen reicher, desto zeitreicher ist also der Ton). Ein anderes besagt, daß der dichtere Stoff, auch die größere Dicke einer Saite, den tieferen Ton ergibt (je mehr Stoff und Raum, desto geringer also die Kraft des Zeitlichen, die Schwingungszahl). Ebenso schwingen kürzere Pendel schneller als längere. Man

darf auch an einen Grundsatz allen Maschinenbaues denken: je kleiner die Kraft, desto länger der Weg. Dies sind nur ein paar Beispiele. Aber vielleicht strahlen sie doch auf einen größeren (und gewiß dunkleren) Zusammenhang noch allgemeinerer Art hin. Es ist bekannt, daß die neueste Physik (von der der Laie freilich kaum mehr als ein allgemeines Sagen-Hören erreicht) Kraft und Stoff sich an den Wurzeln verschmelzen sieht, daß man heute Stoff in Kraft verwandeln kann, und es ist vollends selbstverständlich, daß Stoff nicht einfach gleich Raum, Kraft nicht einfach gleich Zeit gesetzt werden darf. Für die Welt aber, die unserer lebendigen Vorstellung zugänglich ist, soweit also der unbefangene Mensch, soweit der Künstler blicken kann, scheint eine anschauliche Gegensätzlichkeit von Raum und Zeit, verwandt jener von Stoff und Kraft, tatsächlich zu walten; man muß sie sich bloß bewußt machen.

Man pflegt freilich auf der Lehrtafel Raum und Zeit in symmetrischer Entsprechung hinzuschreiben, links und rechts auf der Fläche, gleichgeordnet. Doch mag schon mancher, der sich selber genauer beobachtete, gespürt haben, daß wir nicht zufällig erst Raum, dann Zeit hinzuschreiben lieben, daß wir vielleicht (wenn auch noch so dunkel) hier nicht nur ein Nebeneinander empfinden, sondern ein Nacheinander, etwas wie Steigerung und Rangfolge, etwas wie einen Wertunterschied, der in der Zeit den gestaltenden (genauer: die Gestaltung einhegenden) Erlebnisträger anerkennt. Alles geschichtliche Gefühl beruht auf dieser Wertung. Rein im persönlichen Gemütsleben tritt diese Wertunterschei-

ding recht naiv gegenüber der Frage nach der Unendlichkeit zutage: die des Raumes reizt nur das Denken und läßt die meisten kalt, jene der Zeit betrifft das Gefühl und kann es tief bekümmern. Der Begriff der unendlichen Zeit, der Ewigkeit, schließt ja den geheimen Wunsch des Lebendigen nach möglichst langer Dauer, zuletzt nach persönlicher Unsterblichkeit ein. Daraus spricht immerhin das Wissen, daß Leben vor allem der wirkenden Zeit bedarf, um durchgelebt zu werden — während freilich in Wahrheit echte Ewigkeit Aufhebung der Zeit bedeuten würde.

Läßt man sich von der Gleichordnung der Begriffe Raum und Zeit auf der inneren Lehrtafel unseres Denkens nicht täuschen, so spürt man einen Unterschied, die Wirkung des Dimensionsverlustes, der im Geistigen Dimensionsgewinn ist. Riesengroße Körper der anorganischen Natur tragen als wesentliche Kennzeichen durchaus solche räumlicher Art, Ausdehnung und Schwere; je feiner gegliedert aber, je ganzheitlicher, je organischer also eine Gestaltung ist, desto weniger wird sie durch bloß raumkörperliche, durch dreidimensionale, desto mehr durch Merkmale der eindimensionalen Zeit gekennzeichnet. Ein Weltenkörper (auch als flammendes Gas gedacht) ist vor allem ein Körper, ein höchst ausgedehntes und gewichtiges Sein, wie rasend auch die Bewegung sein mag, die ihn durch den Weltenraum schleudert. Ein Genie ist vor allem etwas in sich Bewegliches, dauernd Veränderliches, ein Werden, ein Erzeugtwerden von Leistungen, ein ständiges Schaffen und Wirken in der Zeit. Ein Weltenkörper ist trotz,

ja wegen seiner gewaltigen Ausdehnung, ein sehr primitives Wesen — ein Genie ein höchst verwickelt gebautes. Ein Weltenkörper hat es als Wesen nicht weit über die Welt der Atome hinausgebracht. Der Naturwissenschaft konnten die Unterschiede der Größe zwischen den winzigen Gebilden der Atomphysik und den gewaltigen der Astronomie über der Vergleichbarkeit der Gesetze verschwinden, unter denen beide zu stehen schienen. Heute freilich scheinen die Gesetze der großen Körper für die kleinsten überhaupt nicht mehr zu gelten: an den untersten Grenzen des Seins gehen offenbar Welle und Korpuskel, Ereignis und Gegenstand ineinander über. Aber das geschieht unterhalb der anschaulichen Welt. Schon das unterste echte Lebewesen, das sich selber bewegen und das sterben kann, hat in einem höheren Sinne Schicksal und Leistung als ein Weltenkörper — und so fort bis zum Charakter und der Persönlichkeit, die dem Weltenkörper nicht anders fehlen als dem Atom. Die Gegenstände der Kernphysik gehören jenem Wurzelgebiete allen Seins zu, wo Kraft und Stoff, wohl gar Zeit und Raum, bis zur Verwechslung ineinander übergehen. Aber das ist uns nicht anschaulich. Anschaulich bleibt dafür der Gegensatz zwischen den Weltkörpern von gewaltigster Größe, die ausschließlich dem Anorganischen möglich, und der immer zunehmenden Feinheit des Organischen, dem solche Größe grundsätzlich niemals möglich ist. (Alles, was im Organischen zu sehr ins Große wächst, stirbt daran, wie einst die Saurier.) Auch für den Unterschied an Dauer gilt der Gegensatz. Vom langlebigen Welten-

körper, der bei ungeheurer Größe nur bewegt wird, bis zum kurzlebigen, aber tätigen Gehirne eines Goethe, ja, vom Sonnensystem bis zum unsichtbar - unhörbaren Einfall eines Beethoven, gibt es offenbar einen Aufbau des Seins, der vom raumkörperlich Bedingten und Massigen in stetigem Ausdehnungsverluste sich nach dem aufblitzend Zeithaften hin verfeinert und verdünnt. Das Wesentliche am Gehirne ist ja nicht mehr seine Massigkeit (sie ist unentbehrlich, aber recht gering), sondern seine bewegliche Tätigkeit für geistiges Geschehen. Auch dies spiegelt sich im Tatsächlichen: das Gehirn des Neandertalers war mehr Masse als das des heutigen Kulturmenschen, mehr Masse, aber weniger Gliederung. Der Einfall aber ist eigentlich schon „dimensionslos“.

Offenbar wiederholt sich dieser Aufbau des natürlichen Seins im Aufbau der Künste: von dem groß im Raume verharrenden Bauwerke bis zu dem flüchtig sich vollziehenden Werke der Tonkunst, vom Gegenstande zum Ereignis — nur, daß er hier keinesfalls als Wertsteigerung aufgefaßt werden darf.

Einmaligkeit und Vielfalt des Originals

Mit dem Übertritt auf das menschliche Schaffen ist ein für uns (freilich nur in diesem Sinne) wertfreies Gebiet erreicht. Dennoch dürfen wir in bewußter Verabredung von einem Wege sprechen. Eine gewisse Spiegelung scheint dieser sogar innerhalb der zeitlichen Entwicklung geschlossener Kulturen zu zeigen. Es ist aber nur ein Weg der Art, nicht des Wertes.